

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonntagen und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei im Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreislifte unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühren
beträgt für die 3gespaltene Zeile über deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Teil des fesselnden und interessanten Romans

„Das Kind des Proletariers“

aus der Feder von U. Rosen - soweit der Vorrath reicht - gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

Das „Berliner Volksblatt“, Organ für die Interessen der Arbeiter, hat sich seit der kurzen Zeit seines Bestehens zahlreiche Freunde erworben und kann daher mit einer gewissen Genugthuung auf seinen, wenn auch noch kurzen Lebenslauf zurückblicken.

Wohl ist es im Laufe der Zeit Mode geworden, ein „warmes Herz“ für die Arbeiter zu haben, wohl giebt es keine einzige Zeitung in Deutschland und vorzugsweise hier in Berlin, die nicht vorgiebt, für die Arbeiterinteressen einzutreten, aber trotz aller Versicherungen und Behauptungen glauben die denkenden Arbeiter selbst nicht an solche Vorspiegelungen. Und warum kommt es in der Hauptsache an! Die Interessen der Arbeiter aber können überhaupt nur vorzugsweise von den Arbeitern selbst vertreten werden.

Das „Berliner Volksblatt“ nun wird, wo es sich speziell um die Arbeiterinteressen handelt, auch von Arbeitern geschrieben. Man sehe sich nur die Rubrik „Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen“ an.

Aber um noch mehr den Arbeiterinteressen Rechnung zu tragen, müssen die Arbeiter, namentlich die Berliner Arbeiter, sich noch immer mehr bemühen, ihrem Organe die weiteste Verbreitung zu verschaffen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblattes“ dagegen wird es nicht an weiterer Anstrengung fehlen lassen, durch populäre politische und soziale Leitartikel, durch eine gediegene politische Uebersicht, durch eine reichhaltige lokale Umschau und durch eine unterhaltende und belehrende Gerichtszeitung die Leser zufriedenzustellen. Ein ausgewähltes Feuilleton nebst zahlreichen interessanten Notizen aus Nah und Fern, volkswirtschaftliche und wissenschaftliche Artikel werden den Inhalt unseres reichhaltigen Blattes vervollständigen.

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

22. Kapitel.

Wenn Sir Rupert's Kutscher in Frau Petigrew's Hände gefallen wäre, als er die Koffer abholen kam, er wäre nicht unbefragt entlassen worden, wie von dem hochmüthigen Diener Lord Bide's.

Frau Petigrew vermochte es nicht zu fassen, daß irgend Jemand im Stande wäre, einem so prächtigen Aufenthalt, wie Schloß Bide war, freiwillig zu entsagen und der Gedanke kam ihr garnicht in den Sinn, daß Rupert ihm ohne Weiteres den Rücken lehren könne.

Die Nachricht traf sie beim Abendessen. „Das Testament“, sagte das erste Hausmädchen, „ist nicht gefunden worden und wird wohl auch verschwunden bleiben, und der junge Herr Rupert hat jede Hoffnung darauf aufgegeben und ist fortgegangen; niemand weiß wohin.“

„Wahrscheinlich ist er im Barth'schen Schloß“, meinte die Schwaerfrau.

„Ach nein, auch dort ist er nicht“, belehrte die Köchin. Dr. Melodern hat heute Morgen einen lästigen Lärm hier gemacht, als er hörte, daß der junge Herr fort war, und seine Sachen auch, und Niemand ihm sagen konnte, wohin er sich begeben hätte. Und in Barth war dasselbe. Fräulein Nora wollte ihn bei sich haben und hat ihn eingeladen und ihn gebeten zu kommen, aber er mochte nicht.“

„Er wird doch wohl wiederkehren, um seine Freunde zu besuchen?“ fragte Frau Petigrew besorgt.

„Schwerlich“, meinte die Köchin. Und nun begann Frau Petigrew zu überlegen, daß möglicherweise ihr Pfad zu künftigen Reichthum doch nicht so ganz eben sein möchte als sie berechnet hatte.

Sie ging nach dem Barth'schen Herrenhause, um ihre Nachrichten dort fortzusetzen, wo sie durch ihren Sohn bekannt war. Sie hatte das Glück, eine Unterhaltung Elsa's mit der Haushälterin in dem Zimmer anzuhören, wo die beiden Mäuler mit eingemachten Früchten verforten.

„Ach, da hat mein armer Liebling wieder neuen Kummer“, sagte Elsa. „Ginen nach den Kindern muß sie verlieren. Sie hat jenen Knaben so sehr geliebt, und ohne das einfältige Te-

Wir wenden uns nun noch speziell an die Freunde des „Berliner Volksblattes“ mit der Bitte, es an Anstrengungen nicht fehlen zu lassen, neue Abonnenten zu gewinnen, damit bald schon der Zeitpunkt eintrete, daß das „Organ für die Interessen der Arbeiter“ von der Mehrzahl der Berliner Arbeiter gehalten und gelesen wird.

Dann erst können wir voll und ganz unseren Verpflichtungen gegen die Arbeitersache nachkommen und wir werden ihnen nachkommen.

Alle Freunde, die sich für Verbreitung unseres Blattes interessieren, machen wir besonders auf die der heutigen Nummer beiliegenden Bestellzettel aufmerksam und bitten, möglichst ergiebigen Gebrauch von denselben machen zu wollen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblatt“.

Die nächsten Reichstagswahlen.

Wie nunmehr verlautet, sollen die Reichstagswahlen schon Mitte Oktober stattfinden, so daß uns nur noch eine kurze Spanne Zeit von denselben trennt.

Die nächste Legislaturperiode ist von hoher Bedeutung, in ihr werden Fragen zum Austrage gebracht werden, die tief in die Volksinteressen einschneiden, Fragen, welche für die Entwicklung unseres Vaterlandes von äußerster Wichtigkeit sind.

Zunächst wird wohl die Parole der Reichsregierung lauten: „Mehr Geld!“

Von konservativ-liberaler Seite wird eine Verdreifachung des Getreidezolles vorgeschlagen werden, damit den Großgrundbesitzern, die schon so viel besitzen, noch mehr gegeben und den Armen, die wenig besitzen, noch mehr genommen werde. Wir halten einen solchen Zoll für den ungerechtesten von allen, da er eins der notwendigsten Nahrungsmittel vertheuert. Deshalb muß jeder Reichstagsabgeordneter, der das Volk in Wahrheit vertritt, gegen die Erhöhung der Getreidesteuer stimmen.

Ueber die Regulierung der Zuckersteuer und die Erhöhung der Branntweinsteuer haben wir schon mehrfach unsere Ansichten klargestellt. Wir sind damit einverstanden, wenn Steuer auf notwendige Bedürfnisgegenstände, so auf Salz, Petroleum etc., in derselben Höhe, wie sie neu gewonnen, erlassen werden.

Wir sind überhaupt der Meinung, daß die Steuern in Deutschland übrigens hoch genug sind, so daß die Staats- und Reichsverwaltungen wohl ihre Bedürfnisse glänzend befriedigen können und neue Steuern und Steuererhöhungen nicht notwendig sind. Man kann vielmehr und gerade im Reich an verschiedenen Stellen Ersparnisse eintreten lassen und die Steuern vermindern, wenn man nicht vorzieht, die Ersparnisse zu besseren, zu Kolonisations- und Kulturzwecken zu verwenden.

stament ihres Großvaters hätte sie ihm ihr ganzes Vermögen vermachen können, wie ihres Herzens Wunsch gewesen wäre. Nicht, daß ich schon alle Hoffnung aufgegeben hätte, sie werde sich verheirathen und eigene Kinder hier herumbringen sehen, aber wir wären diese abentheuerlichen und jüdringlichen Brigley's ein für alle mal los.“

Der Älteste der Brigley's ist so übel nicht“, sagte die Haushälterin, „und Fräulein Brigley ist ein Engel, doch läßt sich nicht leugnen, liebe Frau Wallace, daß Lady Bide's Sohn weit mehr nach unserem Sinn gewesen wäre, als die Kinder des Schleichers Brigley.“

Diese Unterredung brachte Frau Petigrew auf den Gedanken, daß, wenn ihre Hoffnungen fehlschlügen, Rupert selbst aufzusuchen, sie im äußersten Falle eine Verbländete an Nora gewinnen würde.

Mit dieser Zuversicht im Gemüth kam sie öfter nach Barth, um die Gelegenheit zu erspähen, dem Schloßfräulein zu begegnen und Unterredungen mit ihr anzuknüpfen, aber Nora's ebrfurchtgebietende persönliche Erscheinung raubte ihr jedesmal den Muth, sie anzureden.

„Dast Du nichts Neues über den jungen Menschen gehört, der neulich davongelaufen ist?“ fragte Frau Petigrew ihren hoffnungsvollen Sohn, als dieser sie eines Sonntags Nachmittags besuchte und Rupert schon seit einigen Monaten verschwunden war. „Erinnerst Du Dich nicht an den Burschen, der etwa ein Jahr lang mit uns umherzog, und der Dich wegen Deiner Binnwaaren immer verspottete?“

„Ist das der?“ rief der Knabe erstaunt aus. „Ja ganz gewiß, Robert, aber Du mußt Dich hüten, etwas davon gegen Fräulein Barth verlauten zu lassen. Sie würde uns sonst ohne Erbarmen davon jagen. In dieser hübsche junge Mensch mit den schwarzen Augen und dem lockigen Haar, das war unser ehemaliger Wandergeselle.“

„So, ich habe ihn damals bitter gehaßt, aber er ist jetzt viel angenehmer und artiger, denn ich traf ihn, als er das Schloß verließ und ich trug ihm seine Sachen bis zur Droschke, wo er sich recht höflich bedankte und mir ein gutes Trinkgeld schenkte.“

„Und Du hast ihn nicht gefragt, wohin er wolle?“ „Ich glaube, das wußte er selbst nicht. Er befahl dem Kutscher nur, ihn irgend wohin nach der Stadt zu fahren.“

„Du waisst ein Narr, das nicht auszusprechen.“ „Ja das war ich, wenn das wirklich der junge Bide gewesen ist. Fräulein Barth würde mir wenigstens ein Pfund dafür gegeben haben, wenn ich sie auf die Spur dieses

Von vielen Seiten wird auch betont, daß „der Tabak noch mehr bluten“ könne. Wir sind aber der Meinung, daß die Tabakindustrie durch die vielen Steuerbedrängnisse der letzten Zeit so schwer geschädigt ist, daß ein neuer Aberlaß sie zu Tode bringen würde. Vielleicht wird dies von manchen Steuerkünstlern gerade gewünscht, denn im Hintergrunde steht noch immer drohend das Tabakmonopol, das Steuerideal des deutschen Reichskanzlers.

Man kann über das Tabakmonopol an sich wohl verschiedener Meinung sein, doch dürften auf alle Fälle die Erträgnisse desselben, wie das gewünscht wird, nicht der Reichsregierung als feststehende Steuer zufallen, sondern sie müßten vorher durch einen bindenden Beschluß der Gesetzgebung für einen bestimmten Zweck, z. B. für Errichtung der Invalidenpension und Altersversorgung der Arbeiter festgesetzt werden. Dann ließe sich allerdings über das Tabakmonopol reden, bei dem selbstverständlich auch die jetzt in der Privatindustrie beschäftigten Arbeiter so viel als möglich sicher gestellt werden müßten.

Auch die Altersversorgungs-gesetzgebung der Arbeiter und die Invalidenpension wird den nächsten Reichstag, wenn auch wohl nicht in der ersten Session, beschäftigen. Die Idee ist zwar nicht neu, aber immer eine große und gute. Wenn der invalide Arbeiter, wenn der altersschwache Arbeiter nicht mehr auf die unbedenkliche Armenlade angewiesen sein wird, dann ist für ihn in der That eine neue Aera angebrochen und er kann in Ruhe und Frieden sein Lebensende beschließen. Aber auch der rüstige Arbeiter kann dann frohen Blickes in die Zukunft schauen und deshalb freudiger und rastloser schaffen und streben.

Wir wollen hoffen, und die Abgeordneten im Reichstage müssen dahin mitwirken, daß dieses größere sozial-reformatorische Werk nicht dasselbe Schicksal erleidet, wie das Krankenkassengesetz und das Unfallversicherungsgesetz, die im Grunde genommen nur geringen Vortheil den Arbeitern bieten. Das Unfallversicherungsgesetz ist belanntlich durch die maßgebende Partei im Reichstage gegenüber der Regierungsvorlage noch wesentlich verschlechtert worden.

Und gerade bei der Altersversorgungs- und Invalidenpensionsgesetzgebung der Arbeiter wird sich für die Arbeiter-Abgeordneten ein großes Gebiet entwickeln, auf welchem sie durch rastlose Thätigkeit ihr Interesse für das Wohl der Arbeiter vollaus bekunden können.

Wie man erfährt, wollen in der nächsten Session, wenn die Reichsregierung dießmal dem mit einer Majorität von wenigen Stimmen im Reichstag gefaßten Beschluß, Nichtinnungsmeistern das Halten von Lehrlingen zu untersagen, ihre Zustimmung nicht geben

Menschen verholfen hätte, und ach, Fräulein Milln hätte sich königlich darüber gefreut zu erfahren, wo er ist, und ich würde mir den Kopf abschlagen lassen, um ihr ein Vergnügen zu machen. Fräulein Milln ist ein Engel.“

„Wenn Du Dich seines Gesichts erinnerst, mein Sohn, könntest Du Dir von Zeit zu Zeit einen Tag Urlaub erbitten und ihn dann in der Stadt zubringen, um nach ihm auszuspähen, und wenn Du ihn gefunden hast, Robert, gebe ich Dir eine Krone.“

„Aber was liegt Dir an ihm?“ fragte neugierig der Sohn.

„Ach, es ist nichts, als bloßes Mitleid“, erwiderte Frau Petigrew. „Ich liebe ihn wie eine Mutter.“

„Und liegest ihn todtkrank allein in einer Hütte am Wege liegen. Ich denke, er ist damals gestorben.“

„Das war ein Irrthum, mein Sohn.“

Da weder in Bide-Hall noch in Barth etwas Neues über Sir Rupert zu erfahren war, überlegte sich Frau Petigrew, daß die Liebe zu seiner verstorbenen Stiefmutter ihn wahrscheinlich zu einem Besuch an ihrem Grabe in der St. Aleoyas-Kirche führen würde. In den ersten Tagen des Frühjahrs machte sie sich dorthin auf den Weg.

Sie fühlte sich wieder als Landstreicherin, als sie an dem grünen Rasen der frühlingssrischen, mit Himmelschlüssen und Maßliebchen übersetzten grünen Wiesen vorüberschritt. Die Luft athmete Wohlgeruch, und der Himmel wölbte sich klar und blau über ihr.

Ihre alten Gewohnheit, vermied sie die Fahrstraße und schlug Umwege ein. Der Zufall führte sie gerade an der feineren Hütte vorbei, wohin sie und Tony den schwer kranken Sir Rupert getragen und ihn niedergelegt hatten, in der Voraussetzung, daß er nur noch einige Stunden zu leben hätte. Sie trat in die Hütte, um auszuruhen und sich die Vergangenheit zurückzurufen, aber sie hatte nicht lange Geduld zu weilen.

Sie setzte ihren Weg nach der Pforte von St. Aleoyas fort, und da sie des Küsters Frau vor der Thür des Häuschens neben der Kirche sitzen sah, bat sie um Erlaubniß, den Friedhof besuchen zu dürfen. Die alte Frau begleitete sie dorthin und ging mit ihr die Gräber entlang und führte sie auch in die Kirche. Frau Petigrew hatte die freundliche Alte über dies und jenes ausgefragt, und sich endlich neben sie auf die Bank vor der Thür gesetzt und sie mit schwacher Stimme um einen Trunk Wasser gebeten.

(Fortsetzung folgt.)

solle, die Herren Adernann und Genossen den Antrag wiederholen, um eine größere Majorität zu erzielen. Auch dürften dieselben Herren den Antrag auf Einführung von Arbeitsbüchern für sämtliche Arbeiter wieder einbringen. Ein richtiger Arbeitervertreter muß sich im Reichstage gegen beide Anträge erklären.

Dagegen muß er für die Anträge stimmen, welche auf Entschädigung unschuldig Verurtheilter und auf Wiedereinführung der Appellation bei Kriminalsachen hinführen.

Eine äußerst wichtige Frage wird noch die nächste Legislaturperiode des Reichstags beschäftigen, die Frage des sogenannten Militärsseptennat. Dasselbe läuft zwar erst im Jahre 1888 ab, doch wird man seine Verlängerung spätestens im Jahre 1887, also von dem nächsten Reichstage fordern. Mit der Bewilligung der Präsenzstärke des Heeres auf 7 Jahre hat der Reichstag in den Jahren 1874 und 1881 sein wichtigstes Recht in der wichtigsten Frage, die jährliche Zustimmung zu den Ausgaben des Reiches, aufgegeben.

Das darf der Reichstag im Interesse seiner Macht und seiner Würde nicht wiederholen. Er muß freie Hand für sich behalten zur jährlichen Entscheidung. Dann hat er auch Anspruch auf eine höhere Achtung, die ihm vielfach jetzt die übrigen gesetzgebenden Gewalten versagen.

Also jeder Reichstagsabgeordnete, er möge einer Partei angehören, welcher er wolle, müßte eigentlich im Interesse der Würde des Reichstags gegen das Septennat stimmen. Das Gleiche gilt natürlich auch in Bezug auf eine dreijährige Bewilligung der Heerespräsenzstärke, welche die Deutsch-Freisinnigen in ihrem Programme akzeptiert haben. Dadurch haben sie nicht nur den demokratischen Charakter, den sie zu besitzen vorgeben, vollständig verläugnet, sondern auch ihrer eigenen Macht geschadet. Doch das kann uns nur freuen.

Denn auch die Verlängerung des Sozialistengesetzes, des Belagerungszustandes wird im Jahre 1886 nochmals entschieden werden. Und da ist es denn leicht möglich, daß nicht nur 27 Deutsch-Freisinnige, sondern aus dieser Partei eine so große Zahl, die zur Verlängerung des Gesetzes ausreicht, ihre Zustimmung zu demselben geben wird. Deshalb freuen wir uns, wenn die Arbeiter sicherlich nichts zu thun haben wollen.

Daß die Arbeiter selbst Aushmeßgesetze nicht zustimmen, halten wir für selbstverständlich, deshalb werden sie auch danach zu wählen haben.

Eine reichhaltige Speisekarte von Gesetzen wird also dem künftigen Reichstage vorgelegt werden und wir haben gewiß nicht zuviel gesagt, wenn wir oben von der hohen Wichtigkeit der nächsten Legislaturperiode des Reichstags sprechen.

An den Wählern ist es nun, ihre Schuldigkeit zu thun, daß sie wohlvorbereitet in den baldigen Wahlkampf eintreten; an den Arbeitern aber ist es, solche Vertreter zu wählen, welche die nöthige Garantie bieten, daß sie auch voll und ganz den Interessen der Arbeiter gemäß handeln werden!

Politische Uebersicht.

Um uns die nähere Bekanntschaft der neuesten deutschen Landesbrüder in Kamerun und Bimbia zu vermitteln, veröffentlichen Hamburger Blätter Auszüge aus Briefen und Berichten, welche Hamburger Firmen, die an jenen Punkten den deutschen Handel vertreten, erhalten haben. Nach diesen Auszügen herrscht in Kamerun zunächst gar nicht eine so tolle Freude, dem deutschen Reich einverleibt zu werden, wie man gern glauben machen möchte, denn die Unterhändler hatten ihre „Kings“ (Könige) im Verdacht, für ihre Bereitwilligkeit ganz enorme Geschenke erhalten zu haben. Ihre Proteste gegen einseitige Abmachungen in öffentlichen Versammlungen halfen aber nichts und nun sind die Kameruner und Bimbianer durch einen förmlichen Vertrag deutsch geworden. — Sie werden sich hoffentlich hübsch dran und artig betragen, damit die Regierung nicht genöthigt ist, den Einverleibungszustand über diese Neger zu verhängen und ihnen die Versammlungs- und Redefreiheit zu beschneiden, von welcher sie nach dem Obigen schon Gebrauch zu machen verstehen. Niemand hat den schwarzen Brüdern das Bestehen eines Meetings unter freiem Himmel zum Zwecke der Berathung der Frage des Anschlusses an Deutschland verweigert; nicht einmal ein Polizeibeamter übernahm die Versammlung und es ist doch gegangen. Es können also die weißen Deutschen nur wünschen, dieselben politischen Rechte zu erhalten, wie die schwarzen Deutschen in Afrika und für Deutschland nur verlangen — Freiheit wie in Bimbia.

Fähnensucht in den Reihen der Deutschfreisinnigen. Die Abgabebriefe für die Freisinnigen mehren sich mit jedem Tage. Nachdem soeben erst Dr. Günther-Ansbach, der das letzte Mal in der Nachwahl für Richter im 5. Berliner Wahlkreis gewählt wurde, für die kommenden Wahlen auf seine Kandidatur verzichtet hat, lehnt nun auch der deutsch freisinnige Prediger Kessler (Vottdam-Nishanland) die Wiederannahme ab. An seiner Stelle wurde in Spandau und Umgegend am 23. d. Dr. Schneider aus Vottdam aufgestellt. Jetzt begegnet den Freisinnigen auch noch das Unglück, daß einer ihrer besten Vorläufer ebenfalls dankt. Friedrich Kopp schreibt nach Salzweil-Gardlegen aus Charlottenbrunn i. Schl.: Ich bin leider gezwungen, zu erklären, daß mein Gesundheitszustand mir eine solche Thätigkeit zur Zeit nicht gestattet. Ich bedauere lebhaft, daß ich Ihnen und der dortigen Vertrauensmänner mit so ehrenvollen Vertrauen in einem für unser politisches und wirtschaftliches Leben so verhängnisvollen Momente nicht entsprechen kann und bitte Sie deshalb, von meiner Person in diesem Herbst ganz absehen zu wollen. Gesundheitsrückichten sind sonst nur eine Ministerkrankheit. Aber meint es Herr Kopp vielleicht doch ehrlich mit diesem Ausdruck? Auch die Klatten verlassen ja ein morsches, sinkendes Schiff aus „Gesundheitsrückichten“!

Die überseeische Auswanderung von Deutschen über deutsche Häfen und Antwerpen betrug nach den Erhebungen des kaiserlichen statistischen Amtes im Monat Juli d. J. 10 498, in den Monaten Januar bis Juli 100 799. Für das Vorjahr waren die betreffenden Zahlen 11 469 und 105 614.

Ueber eine Hausfuchung nach sozialdemokratischen Schriften in Nordhausen berichtet die „Nordh. Ztg.“ Folgendes: „Am vorigen Sonnabend Nachmittag waren sämtliche Mannschaften der hiesigen Polizei in schiefer Tätigkeit, um einer, laut eingelaufener Denunziation hierselbst angeblich bestehenden „sozialdemokratischen Verschwörung“ auf die Spur zu kommen. Der Schreiblehrer und Zigarrenmacher Hermann Bekel hier unterhält nämlich seit einiger Zeit in einem hiesigen Restaurant einen unentgeltlichen Schreibunterricht, und zwar allwöchentlich Diensttag und Donnerstag, Abends von 8 bis 10 Uhr. An demselben nehmen außer mehreren Zigarrenarbeitern auch einige Handwerksmeister Theil.

Nun wollten Argusaugen in dieser „harmlosen Schreibekursus“ einen sozialdemokratischen Verein und die Erlernung von Chiffreschrift entdeckt haben. In Folge dessen nahm die Polizei an verschiedenen Orten und bei mehreren Personen Hausfuchungen vor, welche indes „im Wesentlichen“ resultatlos blieben. Doch wurden bei verschiedenen Personen beschlagnahmt: ein Sparkastenbuch der Spar- und Darlehnskasse von Gottschall und Genossen, eine Reiseunterstützungskarte, mehrere alte Exemplare der „Süddeutschen Post“, eine Probechrift (das kleine und große A B C), ein „Gewerkschafter“ und je ein Exemplar der Zeitungen „Thüringer Waldpost“, „Das Recht auf Arbeit“ und „Der Postillon“. Wie wir hören, wurden im Laufe einer halben Stunde 6 Personen aus einer Fabrik hinter einander durch die Polizei zum Zweck der Hausfuchung aus ihrer Arbeit weggeholt, so daß unter dem Arbeiterpersonal eine große Aufregung herrschte.“

Sowohl die dänische Linke als die Sozialisten agitieren lebhaft in den Provinzen. Der sozialistische Führer, Schmied Hörop, hat eine Agitationsreise angetreten, und Jens Buul, Sörensen, Nielsen-Grön u. c. haben kürzlich in der Nähe von Slangerborg eine Volksversammlung abgehalten, wie weiter die vier Führer Trier, Pingel, Holm und Hördum am Sonntag nach Prästö ein Meeting anberaumt haben.

Gladstone hat vor einigen Tagen die lang erwartete Rede nach seinem Wahlkreis Midlothian angetreten. Während seines mehrtägigen Aufenthalts daselbst wird der Premier der Gast Lord Rosebery, auf dessen in unmittelbarer Nähe von Edinburgh gelegener Besitzung Dalmenyplatz sein. Dort wird er in strengster Zurückgezogenheit leben bis zum Sonnabend, an welchem Tage er in der Kornbörse zu Edinburgh seine erste Ansprache an die Wähler von Midlothian halten wird. Am Montag wird er am nämlichen Orte eine zweite Ansprache halten und am Dienstag Abend gedenkt er vor einer Rosen-Arbeiterversammlung in Waverley Market zu sprechen. — Was wird der alte Heuchler den Arbeitern nur zu erzählen wissen? Aber sie werden es ihm wohl glauben und ihre Stimmen getreulich bei der nächsten Wahl für ihn abgeben, was schließlich die Hauptsache ist.

Einstimmig beschloß der Pariser Stadtrath alle religiösen Abzeichen aus den städtischen Schulen zu entfernen. Der böse Stadtrath scheint durch die Cholera, im frommen Jargon „Gottespein“ genannt, doch nicht befehrt worden zu sein. Die Seuche tritt übrigens jetzt in Südfrankreich nicht mehr so heftig auf, wie früher. Vorigen Jahres starben an ihr in Toulon 5, in Marseille 4, in Perpignan 6 Personen. Hoffentlich wird sie bald ganz erlöschen.

Rückwärtslos wird in Rußland die Waldverwüstung betrieben. Der Minister des Innern Ostrowski ist augenblicklich bemüht, die Eisenbahnen zur Kohlenfeuerung statt der Feuerung mit Holz zu bewegen. Einige Bahnen haben sich denn auch den russischen Kohlen vom Don zugewandt, aber neben 2730 000 000 Pud Holz werden von den Bahnen immer noch per Jahr 2 200 000 000 Pud Kohlen verbraucht. Der Minister geht auch darauf aus, in den Bureaus der Regierung die Kohlenheizung einzuführen, und hat für den besten Heizungsvorrichtung einen Preis ausgesetzt.

Aus Petersburg schreibt man: Während aus Warschau zufolge einer Meldung des halbamtlichen „Warsch. Dnev.“ die Verhaftung Degajew's berichtet wird, der nach Petersburg gebracht werden soll, laufen aus Odessa Nachrichten ein, welche die Attentäterin Marie Kalushnij als eine Degajew nahe stehende Person darstellen. Die Daten, die über ihre Vergangenheit mitgetheilt werden, sind geeignet, einige Verwunderung hervorzurufen. Marie Kalushnij, die Tochter eines Kaufmanns aus Achtyr im Gouvernement Charkow, zählt gegenwärtig erst 19 Jahre. Sechzehn Jahre alt, wurde sie in Odessa zusammen mit Degajew, dem späteren Mörder Subelins, verhaftet, als dessen Köchin Fessenlowa sie der Polizei gemeldet war. Da in der Wohnung der Verhafteten eine geheime Typographie, Broschüren kompromittirenden Inhalts u. s. w. gefunden wurden, transportirte man die Beiden nach Petersburg, wo die Kalushnij bald in Freiheit gesetzt wurde. Nach Odessa siedelte sie erst in diesem Jahre über und besaß einen regelrechten Pächter. Ihr im vorigen Jahre zur Zwangsarbeit verurtheilter Bruder war bereits im Jahre 1878 wegen nihilistischer Untriebe nach Sibirien verbannt. Von dort entfloh er 1881, und seine Verhaftung in Petersburg im Sommer 1882 bei Aufhebung des Konspirations-Quartiers auf Wassili-Ostrow war ein Werk Subelins.

In englischen Blättern findet die Sprache der Eingeborenen-Presse Britisch-Indiens, von welcher wir kürzlich einige Proben gaben, natürlich die schärfste Verurtheilung, ja die „Freiheitsliebenden“ Söhne Albions, die leuchtenden Vorbilder der deutschen „Liberale“, entblöden sich nicht, der indischen Regierung dringend anzurathen, den sogenannten Anbelungs-Paragrafen anzuwenden, d. h. Ausnahmefälle gegen die Eingeborenen und ihre Presse, das Organ ihrer Beschwerden, zu erlassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die indische Regierung diesem „humanen“ Vorschlage folgt, denn die Kurzsichtigkeit ist überall anzutreffen, durch Polizeimaßregeln eine tiefgehende Bewegung vernichten zu wollen, was man zu verbietet, um nach den Ursachen der Unzufriedenheit zu forschen. Wie behandelt aber das englische Regierungssystem den Hindu? Wird Indien nicht systematisch von England ausgefogen und zielt nicht das ganze englische Treiben darauf hin, aus Indien ein großes Irland zu machen? Es ist fraglich, ob der entnerote Hindu noch die Kraft hat, welche er im Sepoyaufstand besaß, sich gegen den Bedrückter aufzulehnen und sein Joch vom Nacken zu schütteln; wenn er aber seinem Jammer in bitteren Worten Luft macht, so ist das ganz natürlich, zugleich aber auch eine gerechte Anklage gegen das Gebahren Englands in seinen „Koloniën“, die den schriftlichen Deutschen immer als Muster empfohlen werden. — Aus Calcutta, 26. August, wird gemeldet, daß der Eingeborenenstaat Mysore infolge Regenmangels von einer Hungersnoth bedroht ist.

Väternote, der französische Gesandte am Pfingster Hofe, depeßiert, daß zuverlässig die Kriegserklärung China's in aller nächster Zeit erscheinen werde. Die Regierung hat eine amtliche Depesche Courbet's erhalten, welche die Beförderung der Ringanforts bestätigt; da aber eine offiziöse Depesche die Beförderung des weißen Forts und des von Kimpal meldet, so wird in Paris vermutet, daß Courbet am Freitag wieder die hohe See erreichen und nach Kelung dampfen werde, das noch nicht besetzt sein soll. Courbet wird sich alsdann auch der Insel Hainan bemächtigen.

Politische Wochenplauderei.

R. Die Vorgänge in Afrika werden noch immer in den Spalten der liberalen und konservativen Zeitungen in einer Weise behandelt, als ob das Vaterland einer „goldenen“ Aera entgegen gehe. Und sicher giebt es im Lande des Nibelthums eine Anzahl Träumer, welche, aufgeregt durch eine servile Presse, naiv genug sind, an einen großen Umschwung der Verhältnisse zu glauben. Es war wirklich während zu lesen, mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit Deutschland bei der Befreiung des Kamerunlandes den Engländern zuvorgekommen sein soll. Und nun kommt hinterher die Nachricht, daß die Hauptlinge des Kamerunlandes schon vor 1 1/2 Jahren die englische Regierung gebeten hatten, ihr Land unter den Schutz Englands zu nehmen. Doch die englische Regierung hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, auf diese Bitte zu antworten, geschweige denn das Land unter ihre Obhut zu bringen. Was also die Engländer nicht haben wollten, das hat Deutschland mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit erwirkt. Glücklich Vaterland! Glücklich

Nichel! — Aus Süd-Afrika kommen bedeutungsvolle Nachrichten, die verschiedenen dortigen Republiken sind gänzlich Südafrika unter einen großen Bund zu bringen. Dem der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Alle, die Ausnahme, haben die englische Wirtschaft satt und sind müde, sich noch fernerhin von der englischen Regierung Beschränkungen und Bedrückungen gefallen zu lassen. Ob die Engländer mächtig genug sind, dieses berechtigete Streben zu unterdrücken, das wird die Zukunft zeigen; schwer dürfte es den Engländern jedenfalls werden, da ihnen schon die Boerenrepublik seiner Zeit übergenug zu schaffen machte. Sind diese Vorgänge recht lehrreich und die Herren, die fortwährend nach einem „Neu-Deutschland über die Meere“ schreien, sie können aus solchen Vorgängen die Lehre beherzigen, daß nicht einmal das festeste England im Stande ist, auf die Dauer seinen Kolonialbesitz zu behaupten. — Die Nachrichten aus Indien sind ebenfalls sehr günstig für die Engländer; dieselben zeigen, daß auch in Indien die Volksmassen nichts mehr von der englischen Herrschaft, welche dieses schöne Land ausgefogen und zu Grunde gerichtet hat, wissen wollen. Die Zeitungen der Eingeborenen haben eine Sprache gegen die englische Herrschaft, die an Deutschland nichts zu wünschen übrig läßt. — China wird von den Engländern arg mitgenommen, dieselben haben bis jetzt nur Geißeln in ihrem Kriege mit diesem Lande zu verzeichnen. Demgegenüber weigert sich die chinesische Regierung beharrlich auf die Forderungen der Franzosen einzugehen. Vielleicht sind die Engländer zu der Erkenntnis gekommen, daß die Entschädigungsforderung der französischen Regierung, nur ein Vorwand sei und daß selbst dann, wenn die Entschädigung von ihrer Seite gewährt werden würde, die Franzosen doch wieder einen anderen Vorwand hervorbringen würden, mithin also das Bestreben Frankreichs nur darauf hinausginge, sich größere Länderstrecken von China anzueignen. — Frankreich, d. h. das französische Volk, indes wenig zufrieden von derartig erworbenen Ländern haben wird, das haben bereits verschiedene französische Zeitungen und namentlich die „Internationale“ anerkannt. Der Letztere berichtet, daß in den obersten Ländern die Verwandten und Freunde der Minister und sonstiger Größen, nach Belieben schalten und walten, sich auch die besten Bergwerke zur Ausbeutung ausleihen und sich die schönsten Landstriche aneignen, während die Masse des Vaterlandes ihr Blut vergießen. — Rußland wiederum gezeigt, daß es nicht gewillt ist, die geistigen Fortschritte anderer Kulturvölker sich anzueignen. Im Gegentheil hat sich dort veranlaßt gefühlt für die Mittelschulen wieder die Prügelstrafe einzuführen. Ob durch die Prügel der Geistesausgetrieben werden soll? Wir wissen es nicht. Doch wir wissen wir, daß der Zeitgeist sich weder durch Prügel noch durch Gesetze bannen läßt. — Fern im Süd das kleine Spanien ist noch heute von den Finsternissen in Geißeln genommen, welche schon so viel Unheil auf dieses schöne, arme Land heraufbeschworen haben. Und noch heute mag die schwarze Gesellschaft in diesem Lande ihr va banque-Spiel betreiben. Die Welt herrschaft des Papstes wollen die Heiligsämlern zurückgeben! O sankta simplicitas! — Belgien in Belgien machen sich die Bestrebungen des Liberalismus geltend, und für den Augenblick hat die schwarze Garde die Wasser. Allein auf die Dauer wird es den Dunkelmännern nicht gelingen, ihre Bestrebungen aufrecht zu erhalten. Dafür sorgen die Entwicklungsgänge der Gesellschaft. Auf den Wegen des Liberalismus in Belgien ist wenig zu rechnen, denn wenn selbst auch mit Hilfe des Volkes dort wieder zur Herrschaft gelangt, so wird er den Schwarzen doch soviel Einfluß einräumen, daß dem Volke die Erkenntnisflügel zur Genüge beschaffen werden können. Liberale und Merikale brauchen trotz aller gerühmten Begegnungen einander und wenn sie sich auch in den Haaren liegen, so reichen sie sich desto mehr unter der Tisch die Hände, wenn es gilt, das Volk in Bestes zu erhalten. — In Schweden hat der Liberalismus vor der Hand das Heft in Händen, das schwedische Volk hat in dem Regime verholten. Um nun dem Liberalismus die Herrschaft zu entreißen, suchen die schwedischen Konservativen die Arbeiter für sich zu gewinnen. Sie wollen laut Beschluß einer Versammlung eine „Organisation der Arbeit“ einführen. Rathlos handelt es sich vor allen Dingen darum, die Arbeiter von der Schlepplau zu nehmen, haben die Herren mit Hilfe der Arbeiter dann wieder die Oberhand, so hat der Bruder Arbeiter der Handwerker seine Schuldigkeit gethan und kann gehen. Eine gute Sache entwickelt sich aber aus solchen Vorkommnissen, nämlich daß man von beiden Seiten, von den Konservativen wie wohl als von den Liberalen dem Volke Konzessionen machen muß, es gilt für das schwedische Volk diese Situation auszunutzen. — In Deutschland rücken die Wahlen immer näher. Jeder Tag laßt die Auflösung des Reichstages und die Abstimmung des Wahltages bringen. Selbst die Konservativen haben bereits einen Wahlaufruf erlassen und machen große Anstrengungen Gimpel einzufangen. Ueberall werden die Bauernvereine protegirt oder es werden neue Bauernvereine gegründet. Für die Bauern dient als Leimrath eine Erhöhung der Kornzölle und für die Handwerker hat man die Schranken des Gestalt von Innungen und anderem mittelalterlichem Wesen aufgestellt. Der neugegründete deutsche Handwerkerbund, welcher noch vor einigen Wochen einen großen Junii-Schwelger in Szene setzte und dessen Führer noch heute die größten Reden im Saal haben, hat bei einer angeblichen Mitgliederzahl von 40 000 Mann, ungefähr 13 Mark und 52 Pf. in der Hand. — Und mit diesen 13 Mark und 52 Pf. wollen diese Herren die Rothschild's, Krupp's, Stumm's, Gruson's und andere Großindustrielle aus den Sattel heben und mit ihnen konkurriren?! — Auch in unserer guten Stadt Berlin wird bereits lebendig, der „freisinnige“ Eugen Richter hat bereits eine große „Wählerversammlung“ gesprochen und zwar Gunsten des „Kollegen“ Birkow im zweiten Wahlkreis. Natürlich durften nur „Fortschrittler“ in die Versammlung kommen und damit nicht etwa ein „rüdiger“ Schaf sich in die Promenaden Herde einschleichen konnte, hatte man wohlweislich alle Arten an bekannte Schaafe vertheilt. So ganz unter diesen riesen die „Genossen“ ihrem großen Eugen nach dem besten Beifall zu, als er den Kollegen Birkow als den „wahren“ Freiheitsmann zum Kandidaten für den zweiten Wahlkreis proklamirte. Hatte im zweiten Wahlkreis „unser Eugen“ die große Pause gerührt, so fühlte sich im vierten Wahlkreis der Fortschrittsprediger Kessler berufen, den nöthigen Tam Tam zu schlagen. Neben dem sonst üblichen Blech konnte man hören, daß die Sozialdemokraten eigentlich keine Demokraten seien und „Kollege“ Schulze sekundirte, daß die Arbeiter das Volk aufwiegle. — Großer Schluß! Glücklich das Land, wenn diese Helden so weiter pfeifen, so werden sie nicht im Stande sein, auch nur einen Hund hinter dem Ofen zu zuladen!

Lokales.

Zur Erinnerung an Cassale. Die „Berliner Zeitung“ schreibt: Am 31. d. M. sind zwei Decennien vergangen, seit dem ein Mann aus dem Leben schied, den Heinrich Heine „Reißas des 19. Jahrhunderts“ nannte, der einen beherrschenden Einfluß auf die große Masse der arbeitenden Bevölkerung während seines Lebens ausübte, dessen Lehren nach seinem Tode die Arbeiter immer mehr zu einer kompakten Masse zusammen geschweißt haben; am 31. August 1864 ist Heinrich Heine zwanzig Jahren gestorben. Wer an jene Seitenblicke zurück zu denken kann, an welchen das Ende des Arbeiterapostels hier in Berlin bekannt wurde, sich erinnern, wie ungebeuer gerade hier die Aufregung des Ungehörten war. Cassale war bekanntlich von dem

schon war
Dönn
Dönn
dem
Deut
Der
Gebö
hatt
kunda
schoffe
die li
zurück
wo er
eigene
Wund
Wund
allein
August
Arbeit
Gine
eher
in
darin
als ein
ganze
a m
Garr
Sud
das
der
Reich
Werde
latsche
selben,
mit de
den
führt
mit de
genug
seller
Sonn
Dvern
Echau
Deut
Reuch
Walt
Victor
Ostern
Reside
Bellea
Walh
Luisen
Centr
10
Ei
Mäntel
Rändig
M
im Con
wichtig
Di
Schrift
Birk,
7-9 U
De
in Be
W d r
Berchie
Wo
Ich
Ich
Rein
ne P
Schid
Ich
Alb
Sie
Der
Zu se
Uel
1884) i
Breiten
engl. J
20, 24
30, 33
8, 10,
20, 24,
Breiten
Koppin
Schlafr
allein i
95
Kuch
Die
Rosi
empfehl
Zeitung
Osten u

**Bezirks-Verein der arb. Bevölkerung
des SW. Berlins.**

665
Versammlung am Montag, den 1. September cr.
Abends 8 Uhr in Habels Brauerei, Bergmannstr. 5-7.

Tagesordnung:
1. Vortrag über: „Unsere gegenwärtigen wirtschaftlichen
Verhältnisse.“ 2. Verschiedenes. — Aufnahme neuer Mit-
glieder. — Gäste willkommen.

Heute Herren-Partie nach Grünau. Abmarsch 12 Uhr
von der Bärwaldsbrücke. Abfahrt: Görliger Bahn, Mittags
1 Uhr.

Fachverein der Marmor- und Granitarbeiter.
Montag Abend 8 1/2 Uhr Versammlung in Deigmüllers
Saal, Alte Jakobstr. 48a. Vortrag über Zweck und Ziele der
Fachvereine. Neue Mitglieder werden aufgenommen.
674 Der Vorstand.

Drucksachen
= aller Art, =
namentlich

Circulare, Rechnungs- und Quittungs-
formulare, Adresskarten, Prospekte, Preis-
Courante, Brochüren, Statuten und
Quittungsbücher, Marken,
sämmliche Formulare für Krankenkassen etc.

werden prompt und preiswerth angefertigt.

Buchdruckerei
MAX BADING
Beuthstrasse 2.

Ausstellungspark
frühere Hygiene-Ausstellung.
Carl Hagenbeck's Ausstellung.

nur vom 23. August bis 15. September

DIE SINGHALESEN

40 Eingeborene, Männer, Weiber, Kinder. 23 grosse Arbeits-Elephanten. 12 Zeburinder.
Ethnographische Ausstellung.

Vorstellungen von 9-12 und 2-7 Uhr.

Täglich von 9 Uhr früh bis 12 Uhr Abends

Grosses Militair-Concert.

Jeden Sonntag Morgens Früh-Vorstellung und Concert.

Bis 7 Uhr **Entrée 50 Pf.** Kinder und Militair vom Feldwebel abwärts 20 Pf.

Nach 7 Uhr Entrée 30 Pf., Kinder frei.

Entreepreis an jedem **Sonntag Vormittag von 8 bis 12 Uhr für Erwachsene 30 Pf.**
Kinder und Militair ohne Charge 10 Pfenninge.

Arb.-Bz.-B. Lausitzer Platz.

Mitglieder-Versammlung Mittwoch, den 3. September
Abends 8 1/2 Uhr, Rantaustr. 9. 671

Tagesordnung:

1. Petitionsvorlesung; 2. Vortrag des Herrn Dr. J. A. D. über Darwinismus; 3. Verschiedenes; 4. Fragelasten.
Gäste durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorstand.

Unsere werthen Kunden, sowie auch diejenigen Herren
Schneidermeister, die es werden wollen, werden gebeten,
unsere bereits fertig gestellten neuen Muster in 395

Winterpaletotstoffen

als in

Winterbukskins

in Empfang zu nehmen, bevor dieselben vergriffen werden.
Hochachtungsvoll

Jacobi & Adam,
Spandauerstr. 49.

Bur pünktlichen Besorgung des „Berliner Volksblattes“,
sowie sämmtlicher Zeitungen empfiehlt sich 670
Frau Rosentreter, Gr. Frankfurterstr. 57. 677

**Die vorhandene Liquidationsmasse,
Gr. Frankfurter Strasse 115.**

bestehend aus: Kleiderstoffen, Cachemirs,
Damen-Mänteln, Leinen und Baumwoll-
Waaren, Gardinen und Teppichen, sowie
Damen- Herren- und Kinder-Wäsche
kommt täglich von 8-12 B., 1-2 N. zum billigsten
Taxpreise zum Ausverkauf.

49] Der Verwalter.

Roh-Tabak!!

Sumatra-Decke (Vollblatt) dunkel à 1,75 M. Sumatra
Stückblatt à 1,50 M., 2,10 M., 3,25 M. wie billige Umbblätter
und Einlage-Tabake empfehlen in jedem Quantum
Bergemann & Donisch.
Berlin C., Alexanderstr. 8.

Das große Geschäft von
Sielmann & Rosenberg, Kommandanten- u. Lindenstrassen-Ecke



verkauft bei streng reeller Bedienung zu **wirklich billigen Preisen:**

Moderne Herbst- und Winter-Kleiderstoffe

Meter 30, 40, 50 und 60 Pf., kosten in jedem anderen Geschäft bedeutend mehr. Berliner Warp, waschechter Stoff zu Hauskleidern, Meter 30 und 40 Pf.
Eine große Auswahl guter Kleiderstoffe, in allen hübschen Farben, Meter 50 und 60 Pf.! Eine große Auswahl klein karrirter Kleiderstoffe, Meter 45, 50 und 60 Pf.
Eine große Auswahl moderner groß karrirter Kleiderstoffe, Meter 45, 50 und 60 Pf.

Zur Einsegnung:

Schwarze Cachemirs

2 Ellen breit Meter M. 1,20 und 1,50, Schwarze rein wollene ganz schwere Double-Cachemirs,
Meter M. 1,80, 2, 2,25, 2,50 und 3.

Leinen-, Baumwollwaaren, Möbelstoffe, Teppiche und Gardinen,

Shirtings, Chiffons, Dimitis und Piqués, Meter 30, 40 und 50 Pf., 1/2 breite schwere Dowlas, Meter 30 und 40 Pf., allerbeste Qualität 45 Pf., 1/2 breit Casser
Hemdentuch für Damen-Wäsche, Meter 35 und 45 Pf., leinen Stuben-Handtücher, Duzd. 1 1/2, und 1 3/4, Thlr., schwere Casser Bettzeuge, Meter 35 und 45 Pf., glatte
leinen Inlett, Meter 60, 70 und 75 Pf., 1/2 breiten leinen Bett-Drillisch, Meter 75, 90 Pf. und 1 Mark. Engl. Zwirn-Gardinen, Meter 40, 50 und 60 Pf. Englische
Tüll-Gardinen, Meter 75 und 90 Pf. Abgeraspelte Tüll-Gardinen, das Fenster 6 und 7,50 M., Werth das Fünffache. Einzelne Reste zu 2 und 3 Fenster passend, das
ganze Fenster 2,25, 2,50 und 3 M. Möbel-Ripfe in allen Farben, Meter M. 1 und 1,50.

Schwarze Costumes

schwarz wollene Cachemir-Costumes 18 M. 20 und 25 M.! schwarze wollene Cachemir-Costumes mit edelstem
Sammet oder Seiden-Namage garnirt, 24 M., 30 M., 36 40 und 50 M.!

Costumes aus guten wollenen Modestoffen, neueste Mode, sauber und fest gearbeitet 15, 20, 25 u. 27 M.

Regenmäntel,

Bellerinen-Mäntel, anschließende Paletots, nur aus haltbaren, reellen guten Stoffen gearbeitet,
Stück 12 M., 15, 18 und 20 M.

Die Reichs- und Staatsangehörigkeit.

Wie in jedem Bundesstaate, so giebt es auch gegenwärtig in Deutschland ein doppeltes Bürgerrecht, das Reichs- und Staatsbürgerrecht, da sowohl das Reich wie die Einzelstaaten unmittelbare Unterthanen, so nach der Abgrenzung der Kompetenz zwischen Reich und Einzelstaaten, besitzen. Es kann Jemand ebensowenig nur Staatsbürger als nur Reichsbürger sein, so daß selbst diejenigen Ausländer, welche im Reichsdienste angestellt werden, eine bestimmte Staatsangehörigkeit erlangen. Und zwar erscheint hinsichtlich des Erwerbes die Staatsangehörigkeit als das Vorangehende, die Reichsangehörigkeit ergibt sich dann aus jener. Es wird Niemand zunächst Deutscher, sondern zunächst Sachse, Preuze u. Das Reich als solches tritt bei dem Erwerbe der Reichsangehörigkeit gar nicht in Thätigkeit, die Reichsangehörigkeit ist aber die natürliche und notwendige Folge der Staatsangehörigkeit.

Der Erwerb der Staatsangehörigkeit erfolgt zunächst durch Abstammung von deutschen Eltern. Dies ist natürlich der weitest häufigste Fall. Es ist dabei gleichgültig, ob die Abstammung eine eheliche oder uneheliche war, nur daß im letzteren Falle die Staatsangehörigkeit der Mutter entscheidend ist. In Uebereinstimmung mit dem früheren preussischen Recht, mit der Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten, sowie der von Frankreich, Italien und Belgien ist übrigens der Grundsatze aufgestellt, daß die Nationalität der Eltern auch dann entscheidet, wenn das Kind etwa im Auslande geboren wurde, während das anglo-amerikanische Recht noch immer von dem mittelalterlichen Grundsatze, wonach die Kinder als Erzeugnisse des Bodens erscheinen, sich nicht vollständig losgemacht hat; denn man hat in England zwar neuerdings anerkannt, daß die von englischen Eltern im Auslande geborenen Kinder Engländer seien, man hält aber trotzdem ganz inconsequenter Weise daran fest, daß die von preussischen oder französischen Eltern in England geborenen Kinder gleichfalls Engländer seien.

Die Staatsangehörigkeit wird ferner durch gesetzlich erfolgte Legitimation erworben, für welche in formeller und materieller Hinsicht die Landesgesetze maßgebend sind. Die Legitimation giebt dem Kinde die Staatsangehörigkeit des Vaters, insofern dieser ein Deutscher, die uneheliche Mutter aber eine Ausländerin ist. Die Adoption hat diese Wirkung nicht.

Des Weiteren erlangt die Frau die Staatsangehörigkeit durch Verheirathung, indem sie nicht bloß dem Domizil des Mannes folgt, sondern auch durch die Eheverbindung dessen Staatsangehörigkeit erwirbt. Dasselbe Prinzip gilt auch in den meisten andern Ländern, während man in England wiederum inconsequent ist, da zwar diejenige Ausländerin, die einen Engländer geheiratet hat, als Engländerin, aber auch diejenige Ausländerin, welche einen Ausländer geheiratet hat, noch immer als Engländerin betrachtet wird.

Auf Antrag wird die Staatsangehörigkeit durch Verleihung erworben. Hierbei ist zu unterscheiden, ob es sich um den Erwerb einer Staatsangehörigkeit seitens eines Ausländers oder seitens eines Deutschen handelt. Der Erwerb der Staatsangehörigkeit seitens eines Ausländers erfolgt im Wege der Naturalisation. Auf solche hat zwar kein Ausländer ein Recht, es sind aber die Einzelstaaten gebunden, die Praxis im Sinne der internationalen Freizügigkeit zu üben, wie solche namentlich in Preußen bisher schon nach dem Prinzip der Freiheit der Einwanderung gehandhabt wurde. Insbesondere wird kein längerer vorübergehender Aufenthalt verlangt, wie solches selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschieht, die doch auf die Begünstigung der

Einwanderung hingewiesen sind, indem gegenwärtig als Bedingung der Naturalisation ein fünfjähriger Aufenthalt verlangt wird, während die englischen Bestimmungen einem Verbote der Naturalisation gleich stehen. Die Naturalisationsurkunde darf jedoch nur denjenigen Ausländern ertheilt werden, die nach den Gesetzen ihrer bisherigen Heimath disponitionsfähig sind, sofern nicht der Mangel der Dispositionsfähigkeit durch die Zustimmung des Vaters oder des Vormundes ergänzt wird; ferner nur denen, die einen unbescholtenen Lebenswandel geführt haben, die an dem Orte, wo sie sich niederlassen wollen, ein Unterkommen finden und nach den daselbst bestehenden Verhältnissen sich und ihre Angehörigen zu ernähren im Stande sind, worüber die Gemeinden mit ihrer Erklärung vor Ertheilung der Naturalisationsurkunde gehört werden müssen. Die Naturalisation erfolgt nicht, wie in England, durch Gesetz, auch nicht, wie vordem in manchen Kleinstaaten, durch das Staatsoberhaupt, sondern nach dem Vorgange Preußens durch die höheren Verwaltungsbehörden, die Bezirksregierungen resp. die Regierungspräsidenten.

Die Naturalisationsurkunde begründet mit dem Zeitpunkte der Aushändigung alle mit der Staatsangehörigkeit verbundenen Rechte und Pflichten, wenn nicht die Ausübung der politischen Rechte an eine längere Staatsangehörigkeit geknüpft ist, die aber in Deutschland nur gering bemessen ist, während in den Vereinigten Staaten die Wählbarkeit in den Kongress und in die gesetzgebenden Versammlungen der Einzelstaaten von einem sieben- resp. neunjährigen Besitze des Unionsbürgerrechts abhängig erscheint, die Wählbarkeit zum Präsidenten aber eingewanderten Bürgern ganz entzogen ist. Die Naturalisation erstreckt sich, soweit nicht eine Ausnahme gemacht ist, zugleich in Folge der Einheit der Familie auf die Ehefrau und die noch in väterlicher Gewalt stehenden minderjährigen Kinder. Diejenigen Ausländer endlich, welche die Naturalisation nicht erwerben, sind der Fremdenpolizei unterworfen, deren Regulierung gleichfalls in die Kompetenz des Reiches fällt.

Die Verleihung der Staatsangehörigkeit an einen Deutschen erfolgt durch Aufnahme, die sich von der Naturalisation materiell durch eine größere Leichtfertigkeit unterscheidet; eine solche ist um deswillen gerechtfertigt, weil es sich nicht um Einwanderung, sondern bloß um Ueberwanderung handelt, welche nur die Stellung des Staatsbürgers verändert, die des Reichsbürgers aber ganz unberührt läßt. Die Erlangung des Staatsbürgerrechts ist heutzutage auf Grund der Reichsverfassung ein Recht jedes Deutschen, das auf Grund der erfolgten Niederlassung gewährt werden muß, wenigstens nur auf Grund des Freizügigkeitsgesetzes verweigert werden kann. Die bisherige soziale Freizügigkeit ist also zu einer politischen erweitert. Dagegen hat der Einzelstaat seinerseits nicht das Recht, den Eingewanderten zur Erwerbung des Staatsbürgerrechts anzuhalten, so daß also die Staaten hinsichtlich der Staatsangehörigkeit schlechter gestellt sind, als die Gemeinden hinsichtlich der Gemeindeangehörigkeit — eine Bestimmung, die erst noch durch weitere Erfahrungen sich zu erproben hat. Wiederrum erfolgt der Erwerb des Staatsbürgerrechts durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde auszustellende Aufnahmeurkunde, die kostenfrei ertheilt werden muß; nicht aber, wie vorge schlagen war, durch eine bloße Meldung; wiederum begründet die Aufnahmeurkunde von dem Zeitpunkte der Aushändigung an alle mit der Staatsangehörigkeit verbundenen Rechte und Pflichten; wiederum endlich erstreckt sich die Staatsangehörigkeit in der Regel auch auf die Familie des Aufgenommenen.

Das Staatsbürgerrecht wird schließlich erworben durch Anstellung im öffentlichen Dienste des Reiches oder eines Bundesstaates seitens einer Zentral- oder höheren Verwaltungsbehörde im mittelbaren wie im unmittelbaren Staatsdienste, welche Anstellung die Naturalisations- oder Aufnahmeurkunde erziehen kann, während andererseits nicht jede Anstellung diese Wirkung nach sich zieht. Wenn übrigens die Anstellung eines Ausländers im Reichsdienste erfolgt ist, so erwirbt der Angestellte die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate, in welchem er seinen dienstlichen Wohnsitz hat, oder nach seiner Wahl, insofern der dienstliche Wohnsitz im Auslande liegt.

Tokales.

Erleuchtung der Treppen betreffend. Nach einer seitens des Polizeipräsidiums an die Polizeirevier-Vorstände erlassenen Instruktion soll in Betreff der Erleuchtung der Treppen und Flure nach folgenden Gesichtspunkten verfahren werden: Zunächst gilt als Regel, daß jedes Haus der künstlichen Beleuchtung seiner Treppen und Flure bedarf und die Verpflichtung hierzu dem Besitzer des Hauses obliegt. Die Beleuchtung muß eine ausreichende sein, hat ohne Rücksicht auf die Jahreszeit und etwaige vertragsmäßige Abreden zwischen Vermieter und Mieter während der Zeit, in welcher eine genügende Erhellung durch Tageslicht nicht stattfindet, und zwar mindestens bis 10 Uhr Abends, zu geschehen und muß sich erstrecken auf die Treppen (auch Hintertreppen), Flure und Zugänge, welche nach den Wohnungen und sonstigen Räumen führen. Bei Nichtbefolgung dieser Anordnung soll event. mit Zwangsmahregeln vorgegangen werden. Schließlich wird darauf aufmerksam gemacht, daß wenn in Folge der Nichtbeleuchtung sich Unglücksfälle ereignen sollten, die strafrechtliche Verfolgung des Hauseigentümers bezw. seines Stellvertreters wegen fahrlässiger Körperverletzung nicht ausgeschlossen ist.

N. Das Asphaltpflaster ist gestern wieder für ein Droschkentpferd sehr verhängnisvoll geworden. Ein vor eine Droschke 2. Klasse gespanntes Pferd hatte beim Passiren der Königstraße vor dem Hause 55/54 das Unglück auf dem glatten Asphaltpflaster auszugleiten und derart zur Erde zu stürzen, daß es mit gebrochenen Füße liegen blieb. Da das Thier absolut nicht mehr auf die Beine zu bringen war, mußte ein Wagen der Abdederei requirirt werden, der das Thier fortzuschaffte.

N. Vor dem „Felsenkeller“ in Nixdorf, diesem bekannten, oft genannten Schlupfwinkel der Berlin-Nixdorfer Verbrecherwelt, spielte sich gestern Mittag gegen 12 Uhr eine Schlägerei ab, die sogar ein Einschreiten der Gensdarmetrie nöthig machte. Zwei Sprengwagenlutscher waren dort in einen Streit und bald darauf in eine Schlägerei gerathen, die einen derartig ernsten Charakter annahm, daß seitens der Augenzeugen der Gensdarm Brandt requirirt werden mußte, um die Kämpfenden zu trennen. Erst nach energischem Einschreiten war es dem Beamten möglich, die beiden aus mehreren Kopfwunden blutenden Kombattanten zu trennen.

Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich vorgestern (Donnerstag) Nachmittag gegen 6 Uhr in dem Hause Frankfurter Allee 95. Die dort im dritten Stockwerk des Seitengebäudes wohnende Ehefrau des Arbeiters Rosenlöcher hatte ihrem in der Albrechtstraße arbeitenden Manne den Kaffee zugetragen und in der Wohnung ihren fünfjährigen Sohn unter der Aufsicht der elfjährigen Tochter zurückgelassen. Der Knabe, welcher auf einem zur Wohnung gehörenden nischenartigen Balkon spielte, erklomm in einem unbewachten Augenblicke mit Hilfe einer Holzleiste das Geländer des Balkons,

Berliner Sonntagsplauderei.

R. C. Schon jagt ein kühler Herbstwind über die Stopfvelde, die Sträucher haben sich schon auf den Weg gemacht, wie lange wird es noch dauern, und die kahlen Zweige der Bäume strecken sich hülflos zum Himmel empor — aus ist die Saison bei Mutter Grün, das häßliche Nix für Obdachlose wird wieder häufiger frequentirt werden, die Polizei wird bald keine Reizias mehr unternehmen können, deren Resultat sie mit Genugthuung als ein „gutes“ bezeichnen darf.

Ja, der „Pennbruder“, dieser Ausgestoßene der Gesellschaft, zieht seinen fadensteinigen, durchlöchernten Rock fester um die Schultern, er tragt wieder jähnelappernd in die Stadt, wo er mehr Schutz gegen Wind und Wetter findet; andere Leute dagegen freuen sich des herblichen Wetters, sie holen die Jägerjoppe aus dem Schrank, wuzen den Doppelläufer, schmieren die Reemptiefel, hauen ihrem „Karo“ das Leder voll, damit er gleich weiß, was ihm passiert, wenn er später nicht gut apportirt, — kurzum, die Saison der Berliner Sonntagsjäger ist angebrochen. Wehe dem harmlosen Spaziergänger, der sich jetzt hinauswagt auf die Gasse ringsum Berlin, Niemand kann ihm dafür bürgen, daß er nicht selbst für ein Rebhuhn angesehen wird, und daß ihm derjenige seiner Körpertheile, von dem man in anständiger Gesellschaft nur mit großer Vorsicht spricht, nicht urplötzlich mit Hühnerschrot gespickt wird.

Ja, lustig ist die Jägererei, — für den der sie versteht, weniger lustig ist sie freilich für den Nimrod, der sich mit Vorliebe die Waden seiner Nebenmenschen zur Zielscheibe sucht, und in den meisten Fällen fällt für den „Betroffenen“ ein solches Waldmannsvergönnen recht glücklich aus. Wer kennt nicht die tausend Geschichten von den Sonntagsjägern, von den heimlichen Waidläufern bei dem Geflügelhändler, wer weiß nicht, daß ein biederer Spielbürger einst einen Hasen ersand, dem es auch die unerfahrenste Nase anroch, daß er schon vor Wochen das Heilige gegessen hatte? Und alle diese Schandthaten geschehen nur, um daheim die liebende Gattin zu beschwichtigen, um sich in den Augen derselben als ein unfehlbarer Schütze hinzustellen.

Da leben doch andere Leute viel friedlicher. Sie besitzen aus naheliegenden Gründen überhaupt kein Schießgewehr, brauen nicht auf die Jagd zu geben, sind vielmehr recht froh, wenn sie selbst nicht gejagt werden. Sie haben auch nur eine ziemlich dunkle Vorstellung, wie Rebhühner oder Schnepfen schmecken, obwohl dieselben eigentlich wohl kaum nur für eine Sorte von Menschen auf den Feldern herumfliegen. Es ist ja ein bekannter Coupletvers:

Wer Geld hat, der ist Schnepfendred,
Wer Leins hat, nun — der läßt die Schnepfen weg —
es ist aber eine sehr böse Sache, sich stets mit dem legeren Artikel zufrieden geben zu müssen.

Da giebt es aber augenblicklich eine Klasse von Leuten, die sich viel weniger um Wildpret als um ihre eigene, höchst werthvolle Persönlichkeit kümmern. Der Herr Stadtvoet hat so noth, seine Gesundheit war durch die anstrengenden Arbeiten, denen er sich im öffentlichen Interesse unterziehen mußte, verargt geschwächt, daß ihr beim Beginn des Sommers seine

sämtlichen Beinkleider zu eng zu werden drohten. Man denke aber auch, wie sehr das fortwährende Schlafen auf dem luralischen Sessel im rothem Schloß angreift, wie schwächend das permanente Kopfnicken und Salagen auf die ganze Körperkonstitution wirkt — man wird es uns ohne weitere Versicherung glauben, daß so ein geplagter Mann ohne allen Zweifel die nöthige Erholung fern von Berlin und allem Altestaub suchen muß. Und die „befeundete Presse“ macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, der lauschenden Welt kund zu thun, daß der Herr Stadtvoet N. N. an dem und dem Tage seine Sommerreise angetreten hat. Dann ist die Freude und der Stolz nicht gering; wenn der Name gedruckt in einer Zeitung steht, fühlt sich der Träger desselben geehrt und geschmeichelt, ein Theil von dem stadtoäterlichen Ruhme fällt dann auch auf die Stadtmutter, und diese bekommt nun mit einem Male einen ganz besonderen Begriff von der Wichtigkeit ihres Gatten. Und wenn dann der Zeitpunkt der Heimreise herannahet, so muß natürlich die Bevölkerung der Reichshauptstadt, die von der Abwesenheit des sorgsamsten Oberhauptes überhaupt nichts gewußt hat, natürlich gebührend auf die Rückkehr des berühmten Mannes aufmerksam gemacht werden, ein dienstfertiger Reporter findet sich schon, welcher es sich der Mühe nicht verdrießen läßt, laut und vernehmlich zu verkünden, daß Herr N. N. wieder in unseren Mauern weilt und daß er mit erneuten Kräften sich in seine vielen Berufsgeschäfte zu stürzen die feste, unumstößliche Absicht habe. Wenn auch manch biederes Menschenkind verwundert den Kopf schüttelt und sich in seinem Unverstande die schwer zu beantwortende Frage vorlegt, wie es nur eigentlich gelommen sein mag, daß doch Alles seinen geregelten Gang ging, obgleich die meisten Stadtvoeter sich in den Sommerferien befanden, so wäre es doch als ein Zeichen übergroßer Vermessenheit zu betrachten, wenn man hieraus etwa einen Schluß auf deren Ueberfälligkeit überhaupt machen wollte, es ist vielmehr die Pflicht eines jeden ruhigen Staatsbürgers, sich nicht dem beruhigenden Bewußtsein zu verschließen, daß sie nun Alle wieder da sind, daß sie jetzt wieder über das Wohl und Wehe unseres Kommunalwesens wachen, und daß Einem jetzt höchstens eine Steuererhöhung passieren kann.

Es ist eigentlich merkwürdig still in Berlin augenblicklich, oder sollte das nur die Ruhe vor dem Gewitter sein? Es scheint, als ob alle Parteien ihre Kräfte sammeln, um bei dem bevorstehenden Kampf vollkommen gerüstet zu sein. Freilich, die Wahlkampagne hat bereits begonnen, die ersten Plänkelen haben bereits stattgefunden und aus den wenigen Proben oratorischer Ergüsse, die uns bis jetzt zu Ohren gekommen sind, kann man wie gewöhnlich schließen, daß es auch diesmal nicht an den gewöhnlichen Verdächtigungen und Verleumdungen fehlen wird. Nur die konservative Partei hat es mit ihrer gewöhnlichen „Schneidigkeit“ nicht unterlassen können, zu allererst mit einem sogenannten Wahlaufruf aus dem Felde zu erscheinen. Ohne Zweifel haben denselben einige tapfere Kavallerie-Vicutenants von der Rechten verfaßt, er dient vorläufig nur dazu, der äußerst ernsthaften Sache des Wahlkampfes ein etwas schmerzhaftes Ansehen zu geben.

Wenn man das Schriftstück liest, muß man sich unwillkürlich glücklich preisen, in einem so wohlregirten Lande leben zu dürfen, wie das Deutsche Vaterland ist; was ist nicht Alles schon geschehen, um die Bürger zum äußersten Gipfel der Glück-

seligkeit zu führen, und was wird nicht noch Alles — versprochen? Ein Unfsänger muß sich in der That wundern, daß es bei uns überhaupt noch Unzufriedene giebt, ist nicht Alles auf das Schönste geordnet bei uns, giebt es Mangel, giebt es Noth und Elend, kennt man bei uns den Gerichtsvoollzieher? Unfsinn, im konservativen Wahlbeuf steht gedruckt genau das Gegentheil, und wenn ja irgend wo diese kleinen Nisthände sich eingeschlichen haben sollten, so sollen sie sofort abgestellt werden, wenn das „Voll“ nur so flug ist, und einen Konservativen wählt. Leider ist das Volk nicht mehr so „flug“ auf die schon so oft gebotene Loosspise anzubeißen, der Geruch, der dem Röder entströmt, verfehlt vollständig seine Wirkung; das Volk ist so thöricht zu glauben, daß nur der, der aus ihm hervorgegangen, der seine unbefriedigten Bedürfnisse, seine Leiden kennt, einzig der Mann ist, der weiß, wo das Volk der Schuh drückt; das „Voll“, zu dem man jetzt so vertrauensvoll und herablassend spricht, kann sich gar nicht vorstellen, daß Herren, denen in der Wiege schon die Rittergüter in den Schooß fallen, ein wirkliches Herz für dasselbe haben; namentlich der Arbeiter wird sich für derartige Vertreter bestens bedanken.

Ja, was die Wahlen nicht alles für Früchte zeitigen! Man lernt bei solcher Gelegenheit Vieles kennen, die Beirathungen der Parteien, Großmüthigkeit und Verleumdungsfucht gewisser Kandidaten, das Beste bleibt aber doch die „feine Familie.“ Seht sich da ein Verwandter eines bekannten, Deutsch-Freisinnigen mit der rührendsten Understotenheit hin und fächelt, wie ein geübter Juchthäusler, eine ganze Serie von Briefen. Das gab natürlich zunächst ein Biischen Skandal in der „feinen Familie“, aber auch in diesen „vornehmeren“ Kreisen scheint ein altes Sprüchwort nicht ganz unbekannt zu sein — dieses Sprüchwort handelt vom „Rad“. Es hatte zunächst den Anschein, als ob dieses Sprüchwort thatsächlich in Anwendung gebracht worden wäre, als ob man die Sache gern vertuscht hätte. Nun ist es aber doch herausgekommen, wer der liebendwürdige Schwerenöther war, der mit der Fertigkeit eines Herrn aus dem Verbecheralbum und mit unnachahmlicher Grazie die schwersten Fälschungen begeht, und dieser Herr ist der Schuldirektor A. Broome in Thorn.

Glückliches Thorn, das Du diese Perle der Pädagogik in deinen Mauern bergen darfst, glücklicher noch Ihr, Thörner Schulkinder, die Ihr Eure Weisheit und Moral von einem so sittlich unanfechtbaren „Schulmanne“ mit auf den Lebensweg bekommen habt! Der Schuldirektor ein geriebener Fälscher, was mögen die Kinder unter der Regide dieses Herrn nicht Alles gelernt haben? Vielleicht hat er wöchentlich einige Unterrichtsstunden in diesem schwierigen Fach erteilt, vielleicht hat er ganz besonders beanlagte Schüler in seinen Muhestunden zu „schweren Einbrechern“, Brandstiftern und wer weiß was noch ausgebildet!

Diese Perspektive muß recht beruhigend auf die Eltern wirken, welche ihre Kinder diesem Herrn zur Erziehung anvertraut hatten. Wenn man wüßte, daß es noch mehr solcher Schuldirektoren giebt, dann wäre es besser, man schickte die Kinder überhaupt nicht mehr in die Schule, denn was sie von solchen Herren lernen können, das bringen ihnen in den meisten Fällen die Versuchungen des Lebens ganz von selbst bei.

verlor hierbei das Gleichgewicht und stürzte auf den gepflasterten Hof hinab. Ein schnell hinzugerufener Arzt ordnete sofort die Ueberführung des zwar noch lebenden, aber innerlich schwerverletzten Knaben nach dem städtischen Krankenhaus am Friedrichshain an.

Zwei Unglücksfälle, die beide eine gewisse Ähnlichkeit haben, werden uns vom gestrigen Tage gemeldet. Ein in der Dampfmaschinenfabrik von Köhler, Blumenstr. 30 beschäftigter Arbeiter Müller gerieth bei seiner Arbeit zwischen eine Kesselsäule und erlitt so eine Verwundung der linken Hand. Am Nachmittag gerieth ein in der Bildhauerei von Fring, Frankfurterstr. 66/67 beschäftigter Lehrling B. beim Unterlegen von Klötzen mit der Hand unter die Presse und erlitt eine Verwundung der Finger. Beide Verunglückte mußten in der Sanitätsstube verbunden und dann in ärztliche Behandlung gegeben werden.

Am Fahrstuhl verunglückt. Ein schwerer Unglücksfall trug sich in der vergangenen Nacht auf dem Grundstück der Bergschloßbrauerei in der Hasenheide zu. Mehrere Schloffer waren dort damit beschäftigt, schwere Eisensäule mittelst des Fahrstuhls nach oben zu befördern. Hierbei stürzte aus noch nicht ermittelter Veranlassung der Fahrstuhl plötzlich herab und traf zwei der untenstehenden Schloffer derart, daß beide in schwer verletztem, anscheinend hoffnungslosen Zustande nach einem Krankenhause geschafft werden mußten.

Selbstmord aus unglücklicher Liebe. Der in der Feldstraße wohnende Töpfergeselle Gustav U. unterhielt schon seit längerer Zeit ein Verhältnis mit einem in der Inselstraße Nr. 12 konditionierenden Dienstmädchen. Gestern Abend erschien der 26jährige Mann wieder bei seiner Braut, glaubte sich von derselben zurückgesetzt und nahm in Gegenwart des Mädchens Gift, welches den sofortigen Tod des U. herbeiführte. Ein hinzugerufener Arzt konnte nur den Tod konstatieren und mußte die Leiche nach dem Obduktionshause befördert werden.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Aus der Provinz Sachsen, 27. August. („B. Bg.“) Die Strikelust scheint in unserer Gegend nicht, wie in manchen anderen Theilen unseres Vaterlandes bei den Arbeitern zum Durchbruch zu gelangen, obwohl die Lohnverhältnisse keine besonders günstige zu nennen sind: Als ob hier die Erkenntnis unter den Arbeitern sich Bahn gebrochen hätte, daß die Strikes auf die Dauer doch nicht von Nutzen für die Arbeiter sein können, wird in fast allen Fachvereinsversammlungen vor dem Inspektoren von Striles gewarnt. So erklärte vor einigen Tagen in einer Metallarbeiter-Versammlung zu Halle der Vorsitzende derselben, Herr Mittag, daß er die Strikes, welche zum Zwecke der Lohnerhöhung insinuiert würden, durchaus nicht billige, weil bei größerem Angebot von Arbeitskräften der eventuell errungene Lohnaufschlag doch wieder verloren ginge. Höchstens könne er sich mit einer Arbeitseinstellung einverstanden erklären, um einer Lohnreduzierung entgegenzutreten — da befanden sich die Arbeiter in der Nothwehr. Auch um Arbeitszeitverminderung zu erlangen, fände er die Strikes für angemessen, da die einmal erlangte längere Arbeitszeit nicht so leicht durch eine längere wieder ersetzt, wie z. B. der errungene höhere Lohn wieder erniedrigt werden könne. — Auch in einer Tischler-Versammlung, die einen Tag später stattfand, und in welcher der aus Berlin ausgewiesene Herr Grothe einen Vortrag hielt, wurde vor den Strikes von verschiedenen Rednern gewarnt. — Und gleichfalls in dem benachbarten Leipzig warnte in einer ungemein stark besuchten Metallarbeiter-Versammlung der Vortragende, Herr Fell, vor Einleitung von Striles, die den Arbeitern keinen Nutzen brächten. Dieser Umschwung in den Ansichten der Arbeiter ist keineswegs neu, doch übermög bis jetzt noch zumeist die Meinung, daß man durch Striles eine Besserung der Lage der Arbeiter auf die Dauer erzwingen könne.

Aus Sachsen, 27. August. („B. B.“) Bekannt ist, daß in unserem Königreich die Zahl der Selbstmorde viel größer ist, als in den übrigen Theilen Deutschlands. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die unehelichen Geburten gleichfalls

einen sehr hohen Prozentsatz der Geburten überhaupt ausmachen. Im Monat Juli d. J. sind nach dem Bericht des statistischen Amtes 760 Kinder in Dresden geboren worden, von denen 144 außer der Ehe, das sind nahe an 20 pCt. In Berlin werden durchschnittlich 1: bis 14 pCt. Kinder außerehelich geboren. — Im Voigtlande klagt man jetzt sehr über die völlig miffrathene Preiselbeerenernte. Schon die Heidelbeeren haben dort in diesem Jahre keinen sonderlichen Ertrag geliefert. Die armen Leute werden dies sehr zu beklagen haben und die armen Kinder noch mehr, weil man dort gewohnt ist, aus dem Ertrag der Beerenlese die Winterkleidung für die Kinder zu beschaffen resp. dieselbe zu restaurieren. — In Groitzsch, im 14. sächsischen Wahlkreise, wollte der dort proklamirte Arbeiterkandidat, Herr Müller aus Meerane, einen Vortrag über das Recht auf Arbeit und die Fragebogenfrage halten, doch wurde die Versammlung im Voraus schon verboten — weil Einberufer und Referent als Anhänger der Sozialdemokratie amtlich bekannt seien. So geschehen in unserem so sehr „gemüthlichen“ Sachsen.

Der Verein der Parquetbodenleger Berlins hält am Montag, den 1. September, Abends 8 Uhr, im Lokal des Herrn Roth's, Wilhelmstr. 105, eine Mitglieder-Versammlung ab. Wozu sämtliche Bodenleger hierdurch eingeladen werden. T. D.: 1. Der Zugang der außerhalschen Kollegen der Parquetbodenleger und was wird aus unserer Existenz. 2. Zwei Anträge von Herrn Schröpfer und Herrn Frigge.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler und Berufsgenossen hält am Montag den 1. Septbr., Abends 8 1/2, Waldenstr. 21, eine Versammlung ab. T. D.: Vereins-Angelegenheiten.

Verein der Modelltischler Adersstr. 144, Montag Abend 8 Uhr. Vortrag des Herrn Ingenieur Bastine: „Die Dampfmaschine.“ Gäste willkommen.

Der Arbeiter-Bezirksverein vom 15. und 20. Kommunal-Wahlbezirk hält am Montag, den 1. September, Abends 8 1/2, Uhr, in Wollhaupts Salon, Manteuffelstraße 9, seine ordentliche Versammlung ab, in welcher Herr Peter einen Vortrag über „politische Situation von der Vergangenheit, namentlich der Stein-Hardenberg'schen Periode, bis zur Gegenwart“ halten wird. Gäste sind willkommen, neue Mitglieder werden aufgenommen. — Ferner findet heute, Sonntag, ein vernünftiges Beisammensein der Mitglieder in Krefmann's Garten (früher Wolter), Admiralsstr. 16, statt, wozu Gönner und Freunde des Vereins eingeladen sind.

Der Louisestädtsche Bezirks-Verein Vorwärts veranstaltet am Sonntag, den 31. August einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Grünau. Abfahrtszeit: 1 Uhr Grlitzer Bahn. Um recht zahlreiches und pünktliches Erscheinen wird ersucht.

Vermischtes.

Hamburg, 29. August. Heute ist hier ein Raubanfall auf einen Geldwechsler begangen worden. Am Abend kamen, anscheinend zum Zweck der Rekonnozirung des Terrains, zwei Leute in den Laden des Geldwechslers Moritz Kaner hieselbst, Alterwall 51, um Dollars einzumwechseln. Der allein anwesende Lehrling erklärte, er habe augenblicklich kein solches Geld, sie sollten am nächsten Morgen wieder kommen. Dies thaten sie heute Morgen gegen 11 Uhr, als der Geschäftsinhaber Kaner, der seinen Lehrling fortgeschickt hatte, um die Dollars zu holen, allein im Laden anwesend war. Einer der Leute wünschte eine im Schaufenster ausliegende Münze zu haben; Kaner erhielt, als er sich danach bückte, einen heftigen Stoß mit einem sogenannten Schlagring, der ihm eine nicht unbedeutende Wunde im Nacken zufügte. Kaner behielt jedoch seine Geistesgegenwart, versäugte die Fensterhebe und rief um Hilfe, worauf die beiden Räuber die Flucht ergriffen. Einem gerade die Straße passierenden Schuttmann in Civil, Siebe mit Namen, gelang es, den Einen zu ergreifen. Es entspann sich jetzt ein verzweifelter Kampf zwischen den Beiden, im Verlaufe dessen der Räuber einen sechs-läufigen Revolver auf Siebe anlegte, von diesem aber einen so kräftigen Schlag auf den Arm erhielt, daß der Revolver zu Boden fiel, worauf es dem Schuttmann gelang, mit Hilfe anderer Personen den Räuber zu überwältigen. Dieser ist angeblich der Schlossergeselle Louis Bornemann aus Schleswig, 21 Jahre alt. Bei demselben fand man außer dem Revolver noch ein großes Jagdmesser, einen Hammer, dann einen Schlagring und 23 Patronen. Auf

wirklich eine Liebesaffäre gehabt, so wollen wir ihr das heute nicht zum Vorwurf machen, Knaben sind Knaben und Mädchen sind Mädchen, und sind ob der Zortheiten, die sie als solche begehren, darum im späteren Leben nicht schlechter. Sowie sie steht fest, daß in den letzten 25 Jahren Miß Martha Marrable aufgehört hat, von der Liebe zu träumen. Sie spricht gelegentlich davon, den Nil hinaufzureisen oder die Yellowstonegegend zu besuchen, ehe sie stirbt, erwähnt aber nie die Möglichkeit, daß sie heirathen könnte.

Und dennoch war Miß Martha Marrable noch im vorigen Jahre die Heldin einer suchtbaren Sclandalsgeschichte und viele ihrer misanthropischen Freundsinnen haben seitdem nicht recht an ihre Versicherungen des Männerhasses glauben können. Da aber der Vorfall sehr entstellt worden, so fühlen wir uns gedrungen, die Sache hier so zu erzählen, wie sie sich in Wahrheit zutrug.

Ende August reisten Miß Marrable und ihre beiden Nichten von London nach Nordwales, erreichten nach langer und ermüdender Fahrt Abermaw in Merionethshire und mieteten sich im Cors-y-Gedol-Hotel ein. Wie gewöhnlich waren sie von den beiden Mägden und dem grünen Papagei begleitet, der Kurier und der Diener waren diesmal zu Hause geblieben. Lucy hatte soeben ihren 23. Geburtstag gefeiert und Amy stand im Begriff, ihren 21. zu begehen. Wir wundern uns deshalb nicht, obwohl es uns leid thut, bekennen zu müssen, daß sie beide bereits in ein Liebesverhältnis angeknüpft hatten. Lucy hatte sich in der vergangenen Saison die Aufmerksamkeit eines jungen Malers, Namens Robert Rhodes, gefallen lassen, und Amy, jünger und weniger erfahren als ihre Cousine hatte noch empfindlicher sich von Mr. Bivian Fellicon den Hof machen lassen, der als Erbe eines Barons diese Stellung so erwerbend fand, daß er sich um andere Lebensbeschäftigung nicht kümmerte. Miß Marrable wußte von diesen Verhältnissen natürlich nichts.

Hätte sie eine Ahnung davon gehabt, so würde sie vielleicht ihre Nichten nicht mit nach Abermaw genommen haben, denn es traf sich zufällig so, daß an demselben Vortage Sir Thomas Fellicon und sein Sohn Bivian sich aufhielten, als die drei Damen, die beiden Mägde und der grüne Papagei anlangten. Aber freilich keine Vorsticht der Miß Marrable hätte es hindern können, daß Mr. Robert Rhodes Fräulein Lucy bis nach Nordwales folgte. Dieser abenteuerliche Maler war entschlossen, den Herbst in Miß Marrables Nähe zuzubringen und selbst wenn Miß Marrable ihre ältere Nichte nach Zimbulu oder den Gesellschaftsinseln gebracht hätte, so würde Mr. Rhodes dem Paare nachgereist sein mit dem nächsten Zuge, Dampfboot, der Diligence oder Karawane.

Am Morgen nach ihrer Ankunft waren Miß Marrable und ihre beiden Nichten dehalbig im Cors-y-Gedol-Hotel eingerichtet und nebenan in der „Rothten Biege“ bewohnten Sir Thomas Fellicon und Bivian Zimmer im ersten Stockwerk, und Mr. Rhodes ein Schlafzimmer im dritten.

Im Laufe des Nachmittags wenderte Miß Martha Marrable in Begleitung ihrer beiden Nichten, denen in ebrechlicher Entfernung die beiden Mägde folgten, im Sonnenschein auf dem harten Sande, der sich sich weiß nicht wie viele hundert Meter bei niederm Wasserstand zwischen den felsigen Bergen hinter der kleinen Stadt und dem Ufer der Cardigan Bai erstreckt. Das Wetter war heiß und schwül und die glatte See

der Bank im Laden fand man außerdem noch einen Revolver und einen Hammer. Ein Genosse der Thäter soll auf der Straße Wache gestanden haben; diese beiden Anderen sind aber noch nicht ergriffen. Bornemann verweigert jede weitere Auskunft. Er will längere Zeit in Amerika gewesen sein, sich aber in den letzten vier Jahren in Dänemark, Schleswig-Holstein und Hamburg aufgehalten haben. Die Nordwerkzeuge erklärt er zu seinem Handwerk zu brauchen, auch habe er die Verletzung dem Kaner nur zufällig beibracht. Die Verletzung ist dem ersten Anseine nach nicht lebensgefährlich. Der Verwundete wurde, nachdem ihm ein erster Verband angelegt worden, in seine Wohnung vor dem Damthore gebracht. Die Aufregung in der Stadt ist eine große.

Chemnitz, 26. August. Gestern Abend ist es zwischen einem Offizier des hier garnisonirenden Infanterieregiments und Civilisten zu einem argen Ergeß gekommen, der noch ein Nachspiel vor dem Kriegsgericht haben wird. Eine größere Anzahl hiesiger Offiziere hatte ein im Schloßgarten abgehaltenes Konzert besucht. Auf dem Rückwege nach der Stadt fühlten sich die den Offizieren begehrenden Civilisten durch ein ungewöhnliches Auftreten der Ersteren verletzt und deshalb stellten sie dieselben zur Rede. Dabei ist es nun zwischen den Parteien zu einer erregten Auseinandersetzung gekommen und einer der Offiziere zog seinen Säbel und schlug damit auf einen Civilisten — einen Landwehmann — ein. Der Geschlagene rief die Hilfe eines anderen Offiziers (angeblich eines Hauptmanns) an. Dies half ihm jedoch nichts; die Offiziere gingen ihres Weges. Während dieses Vorganges hatte sich auf dem Wege eine große Menge Publikum angeammelt. Vesteres, darunter der Geschlagene, verfolgte die Offiziere, um zu sehen, wohin dieselben sich wendeten. Sie gingen nach dem Tänger'schen Restaurant. Vor demselben stellten sich nun die Verfolger auf, die Polizei um Hilfe anrufend. Alsbald erschienen 6 Schulleute, welche die Generalien der beteiligten Offiziere aufnahmen. Hierin erblickte derjenige Offizier, welcher unterwegs den Civilisten geschlagen hatte, eine Belästigung. Er begab sich vor die Thür des Restaurants und trat mit den Worten auf die Menge zu: „Bitte, Platz machen!“ Hierauf antwortete Jemand aus dem Publikum: „Sie haben uns gar nichts zu sagen.“ Der Offizier replizierte: „Ganz gewöhnlicher Pöbel“ — der Herr Lieutenant glaubt gewiß mit Recht, daß er zum außerordentlichen Pöbel gehört — und riß seinen Säbel aus der Scheide. Ein zweiter Offizier — man will wissen, daß es ein eingeborener Chemnitzer ist — zog gleichfalls den Degen, um für alle Fälle vorbereitet zu sein. Es kam aber glücklicher Weise zu weiteren Ausschreitungen nicht.

Eine heitere Schöffengerichtsszene hat sich in der Provinz Sachsen zugetragen. Als die Sitzung des Schöffengerichts beginnen sollte, fehlte einer der Schöffen. Der Vorsitzende, ein Amtsgerichtsrath, beauftragt den Gerichtsdiener auf den Korridoren des Gerichtsgebüdes den Namen des fehlenden Schöffen — Kossäthen Müller — laut aufzurufen. Endlich meldet sich Müller, betritt den Gerichtssaal und wird verdedigt, worauf die Sitzung ihren Anfang nimmt. In kurzer Zeit hat der Gerichtshof fünf Straf-Sachen erledigt; als der Vorsitzende dem Gerichtsdiener den Auftrag ertheilt, die sechste Sache gegen den Arbeiter Müller wegen Diebstahls aufzurufen, da erhebt sich der bis jetzt als Schöffe amtierende Müller und wendet sich zu dem Vorsitzenden mit den Worten: „Nun muß ich wohl runtertreten?“ Der Vorsitzende sucht dem Schöffen begreiflich zu machen, daß die Schöffen nur mit der Aburtheilung der Strafsfälle zu thun haben, und daß sie auf ihrem Platz am Richterisch bleiben müssen. Inzwischen kehrt der Gerichtsdiener mit der Meldung nach dem Saale zurück, daß der Angeklagte Müller nicht erschienen sei: die Zeugen aber behaupteten, Müller wäre schon längst im Gerichtssaale anwesend. Nun erst geht dem Vorsitzenden ein Licht auf. Der als Dieb angeklagte Arbeiter Müller hatte als Kossäth Müller und verdedigter Schöffe in fünf Strafsachen Recht sprechen müssen. Da der als Schöffe einberufene Kossäth Müller nicht erschienen war, so mußten die weiteren Strafsachen aufgehoben werden. Die Erkenntnisse in den fünf Strafsachen, in welchen der falsche Schöffe zu Gericht gesessen, müssen vom Oberlandesgericht aufgehoben und zur nochmaligen Verhandlung an das Schöffengericht zurückgewiesen werden.

sah wie geschmolzenes Blei im Sonnenglanz aus. Es konnte deshalb nicht davon die Rede sein, weit zu gehen und in kurzem setzten sich die drei Damen an einem mit Buchen bestandenen Hügel nieder, um zu lesen, und überließen es den beiden Mägden, weiter zu schweifen, wenn es ihnen beliebte und nach Gefallen die ungewohnten Wunder der Meeresthüste zu erforschen.

Nachdem Miß Martha ihren Sonnenschirm in betriedigender Art aufgestellt, öffnete sie einen kleinen Band „Ueber die Rechte der englischen Sklaven“, während Lucy sich mit einem von Dudas Romanen beschäftigte und Amy sich in Acas vertiefte. In fünf Minuten fielen die Rechte der englischen Sklaven in den Sand und in drei weiteren Minuten ließ Miß Marrable Töne laut werden, die wir, wenn wir sie nicht als eine Dame ohne alle Schwäche kannten, für Schmätschen erklären würden. Von dem Augenblick an hörten Lucy und Amy wie auf Verabredung auf zu lesen.

„Lucy“, sprach Amy geheimnißvoll zu ihrer Cousine, „ich habe ihn gesehen.“

„Ich auch.“

„Welch seltsamer Zufall!“

„Doch nicht. Er sagte mir, er wollte uns folgen.“

„Wie? Bivian hat dir das gesagt?“

„O nicht doch. Du denkst immer nur an Bivian. Ich meine Robert.“

Er ist auch hier? Ich meinte Bivian. Ich sah ihn vor einer halben Stunde mit seinem Vater.“

„Nun, laß es Tante Martha nicht merken. Wenn sie es weiß, argwöhnt, wird sie uns noch heute Nachmittag nach London zurückdringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der 31. August 1864.

Der Sturmwind drauset, daß der Bäume stolze Kronen tief sich neigen,
Im Waldesrund der Welt ertönt ein klagender Choral,
Und dicke Tropfen — wie die Thränen — perlen nieder
von den Zweigen,
Das Herz des Menschen will verkünden seine hieße Qual!
Es biegen leise klistend sich zum stillen See die Weiden
bäume
Bis zu der Wasserrose Blütenfeld so tief hinab,
Die Trauerwind drang so rauh in süße holde Träume:
„Heut stieg ein edler Meister, der uns liebte, in das Grab!“
Es war vollbracht! — In seinen Werken aber wird er weiter
leben,
Sie werden laut verkünden seinen Ruhm von Orte zu Ort,
Ein würdig Denkmal für sein segensreiches, rastlos emstes
Streben
Und leben muß sein Name bis in späte Zeiten fort!
Er ruhe sanft! — Nun stille, stille, blühet nicht ihr tiefen
Wunden —
Und den, der edle Gaben oft in reicher Fülle bot!
Er hat's vollbracht! Hat zu der Freiheit — Deimal sich hinauf-
gehoben,
Für Liebe, wahrhaft groß und stark, da giebt
es keinen Tod!